Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 45 (1965-1966)
Heft: 6

Artikel: Schiller und Eichendorff
Autor: Gsteiger, Manfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161754

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schiller und Eichendorff

MANFRED GSTEIGER

In einem Brief an Gottfried Herder vom 4. November 1795 kommt Friedrich Schiller auf die Frage zu sprechen, ob Poesie in unmittelbarem Zusammenhang mit den allgemeinen Lebensverhältnissen stehe oder ob sie eine Sache für sich sei. Er widerspricht der Meinung Herders, Dichtung gehe aus der Welt und aus dem Leben hervor und bilde mit diesen zusammen ein Bündnis, aufs entschiedenste und stellt fest, er wisse «für den poetischen Genius kein Heil als daß er sich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzieht und anstatt jener Koalition, die ihm gefährlich sein würde, auf die strengste Separation sein Bestreben richtet. Daher scheint es mir gerade ein Gewinn für ihn zu sein, daß er seine eigene Welt formiert und durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde». Die Feststellung ist so eindeutig, wie man es bei einem Mann wie Schiller nur immer erwarten kann. Kunst — in unserem Fall lyrische Dichtung — gehört für ihn in ein Reich des Absoluten und Idealen, das von der Alltagswirklichkeit abgesondert ist und über die Jahrhunderte hinweg seine Entsprechung in der Kultur der Griechen findet. Wie hat sich, so dürfen wir fragen, dieser Glaube des deutschen Idealismus bei Schiller konkret in der Dichtung verwirklicht und damit auch seine Rechtfertigung gefunden? Wir sprechen hier nicht vom Verfasser des *Wilhelm Tell* und der *Ästhetischen Erziehung des Menschen*, sondern vom Lyriker Schiller, wie er selber im zitierten Brief ausdrücklich die Poesie — im Gegensatz zur Prosa — im Auge hat. Das folgende Stück stammt aus Schillers späterer Lebensepoche, gehört also in den Kreis seiner bedeutenden Gedankenlyrik.

Sehnsucht

Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblickt' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh',
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein!
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber, ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Das Gedicht heißt *Sehnsucht*. Das könnte ein romantisches Motiv sein, ist es aber bei Schiller nicht. Bei ihm deutet der Titel auf die Dualität von Wirklichkeit und Ideal, die er in anderem Zusammenhang auch philosophisch umschrieben hat. Von der Wirklichkeit vernehmen wir im Gedicht wenig, aber dieses wenige genügt: sie ist ein tiefes Tal, auf das «der kalte Nebel drückt», und ein reißender Strom trennt es vom Ideal — wir erinnern uns des Ausdrucks «Separation» in dem erwähnten Brief. Das Ideal — die «eigene Welt», wie Schiller sagt — tritt auf in der Gestalt eines wunderbaren Landes, in dem die schöne Jahreszeit ewig dauert. Grüne Hügel, balsamische Winde, Blumen, goldene Früchte in dunklem Laub, Sonnenschein und eine überirdische Musik sind seine Attribute. Es ist eine stilisierte, keine reale Landschaft, gerade darin nicht real, daß sie keine besonderen Züge trägt. Die Schilderung bewegt sich völlig im Allgemeinen, Schematischen. Das Land ist zwar vorstellbar, aber es ist nicht vorgestellt. Hügel, Winde, Blumen, Früchte, all das sind Gemeinplätze der Landschaftsdarstellung, die sich vom Altertum bis in die Gegenwart

in unzähligen Schriftwerken finden, wo ein Reich der Schönheit und des Glücks beschrieben werden soll, vorgeprägte literarische Formeln des Bildungsschatzes. Auch die Ideallandschaft selber als Ausdruck der Vollkommenheit ist eine solche jahrtausendealte Formel, wie wir sie als Garten Eden bereits aus der Bibel kennen; ewiger Frühling und Himmelsmusik gehören ebenfalls in diesen Zusammenhang. Schiller steht hier als Dichter in einer ehrwürdigen abendländischen Tradition. Aber eine derartige Traditionsverbundenheit kann auf Kosten der originalen poetischen Sprache gehen. Zwar entscheidet die Originalität des Ausdrucks — was immer man heutzutage auch behauptet — allein nicht über den Rang eines Kunstwerks. Und Schiller geht es ja auch um etwas anderes: um die Idee der vollkommenen Welt, in letzter Instanz um die Idee des Schönen und Guten überhaupt. Diese Idee trägt sein Gedicht — aber ob sie in ihm sinnlich faßbar werde, ist eine andere Frage. Künstlerische Gestaltung ist immer — auf irgend eine Weise — Versinnlichung des Abstrakten. Man spürt, wie Schiller über das Abstrakte nie recht hinauskommt, wie er zu allzu geläufigen Bildern und Wortverbindungen greifen muß, um seiner Vorstellung Gestalt zu verleihen: kalter Nebel, ewig jung, süße Himmelsruh, ewger Sonnenschein. Aus diesem Grund wirkt sein Gedicht steif, rhetorisch, fast unpersönlich. Und wo der Ton persönlich wird — «Du mußt glauben, du mußt wagen,/Denn die Götter leihn kein Pfand» —, ist es der Ton der männlichen Rede, des moralischen Anspruchs, der keiner Bilder bedarf, um zu treffen.

Wir gingen von der Frage aus, ob sich der Glaube an ein autonomes Reich des Poetischen in Schillers Gedicht rechtfertige. Wir können diese Frage mit gutem Gewissen nicht positiv beantworten. Ein Zwiespalt bleibt bestehen.

Und nun ein Gedicht von Joseph von Eichendorff, eines seiner berühmtesten Stücke. Es stammt aus dem Jahre 1834 und trägt ebenfalls den Titel:

Sehnsucht

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte,
Da hab ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang,

Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschlüften,
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in die Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

Auch Eichendorff glaubt an das Reich der Poesie, aber nicht als Reservat sieht er es, sondern als wirkende Kraft im Leben und in der Welt. Von der «rechten Poesie» heißt es bei ihm: «Ihr erster und einziger Zweck ist nicht die Konstruktion der Idee, sondern die Schönheit, die immer schon von selbst ideal ist. Sie sieht und gibt in unmittelbarer Anschauung die Idee gleich fertig im Bilde, wie die Blume den Duft...» Das Primäre im lyrischen Gedicht ist nicht der Gedanke, sondern die Anschauung. *Sehnsucht*, der Titel, der bei Schiller einen derart programmatischen Beigeschmack hat, gewinnt bei Eichendorff seinen wahren Gefühlswert. Sein Gedicht könnte auch ganz anders heißen, «Nachtgefühl» oder «Es gingen zwei Gesellen», aber die Sache selber, die nicht vom Begriff abhängt, ist da, indem durch eine zauberhaft schwebende Verbindung von Worten und Klängen im Hörer oder Leser selber das Gefühl der Sehnsucht beschworen wird. Während Schiller in seinem Gedicht doziert, singt Eichendorff.

Er beginnt scheinbar mit einer Beschreibung: Die Sterne scheinen, ein einsamer Mann steht am Fenster, das Posthorn erklingt — damit ist das musikalische Motiv bereits angeschlagen —, zwei Wanderer ziehen unter dem Fenster vorüber. Und nun, genau in der Mitte des Gedichts, geht die Beschreibung in ein Lied über: nun sind es die Wanderer selber, die von Felsen, Wald und Palästen im Mondschein singen. Aber unmerklich vereinigt sich die prächtige Sommernacht in ihrem Lied mit der prächtigen Sommernacht, von der der Dichter zu Beginn spricht: ein Kreis schließt sich, und das ganze Gedicht beginnt zu klingen, wird zum Lied. Dabei ist im einzelnen alles von größter Einfachheit; die poetische Wirkung stammt nicht aus Worten, die an sich besonders originell sind, sondern aus dem Zusammenklang von Rhythmus, Reim, Assonanz, der das poetische Bild trägt.

Der Unterschied zwischen Schiller und Eichendorff ist nicht in erster Linie der zwischen Klassik und Romantik, zwischen «Vollendung und Unendlichkeit», wie man gesagt hat, denn als dichterisches Gebilde sind die Strophen Eichendorffs vollendet, diejenigen Schillers zwiespältig. Der Unterschied liegt vielmehr darin, daß Schiller sich von der Wirklichkeit, die er schmutzig nennt, abwendet, um eine eigene Welt der Poesie zu finden, während Eichendorff diese Welt selber in seinem Gedicht poetisch verwandelt und dadurch erhöht.

August Graf von Platen

EMIL STAIGER

Unter den deutschen Lyrikern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begegnet uns abseits eine blasse, vornehme Gestalt, August Graf von Platen (1796 bis 1835), weiteren Kreisen bekannt durch einige in die meisten Schullesebücher aufgenommene Balladen: *Das Grab im Busento*, *Harmosan*, *Der Tod des Carus*, *Der Pilgrim vor Sankt Just*. Wie sehr aber diese Balladen auch einer ungefähren Idee von Poesie und Schönheit entsprechen mögen, man wird nicht behaupten, daß sie das gültigste Zeugnis von ihrem Schöpfer ablegen, daß jemand um Platen Bescheid weiß, der sich nur in diesen Gedichten auskennt. Denn populär zu sein, dies eben war seine Sache eigentlich nicht. Er fühlte sich im Widerspruch zu seiner Zeit, die, wie er zu versichern nicht müde wurde, den höheren Kunstidealen untreu war, und legte es nicht darauf an, das widerstrebende Publikum zu gewinnen. Vielmehr gefiel er sich in einer edlen, schmerzlichen Einsamkeit. Sie wurde vertieft durch seine von ihm selber mehr und mehr als Fluch empfundene Neigung zum eigenen Geschlecht. In seiner Lebensgeschichte löst eine unselige Freundschaft die andere ab. Jede beginnt damit, daß er den Freund zu einem Urbild menschlicher Vollendung erhöht und entrückt, und jede endet, mit erschütternder Monotonie, auf seiten des also Verklärten in Befremden oder Empörung. Dann bleibt dem Verlassenen nur der Trost, den die stille Pflege des Schönen gewährt. Je bitterer er sein Los empfindet, desto lauterer soll die Kunst sein. Doch eine Kunst, die so durchaus von dem Widerspruch gegen das Leben genährt wird, läuft Gefahr, zu erstarren und in Künstlichkeiten auszuarten. Zeitgenossen haben dies an Platen gerügt, und nicht zu Unrecht, wenn sie ihn mit Goethe oder mit den romantischen